



Turban und Rotbäckchen

Als ich drei war, hatte ich einen Bruder, eine Mutter und einen Vater. Dann zog der Vater fort, statt seiner hatte ich Tanten im Kinderheim. Außerdem meine Großmutter Johanna und meine Tante Regina. Regina war die jüngere, meine Mutter Ursula die ältere Tochter Johannas.

Meinen Vater Gerhart sah ich nur noch selten. Bei seinen Besuchen erzählte er mir von den Schrecknissen, die er im Zuchthaus und im Konzentrationslager Buchenwald erlebt hatte. Von da an fühlte ich mich schuldig, weil ich im Frieden leben dürfen und er nicht.

Meine Großmutter wohnte mit meiner Tante in einem anderen Leipziger Stadtteil. Zu Fuß brauchten mein Bruder und ich etwa 30 Minuten bis zu ihnen. Manchmal auch länger, wenn wir einen Handwagen mit einem Korb Bettwäsche hinter uns herzogen, weil Großmutter die Wäsche im Waschkeller des Mietshauses waschen sollte. Die Wege mit dem Handwagen mochte ich nicht, ich war deshalb froh, als in unserer Nähe eine Wäscherei öffnete.

Meine Großmutter trug oft einen Turban, dessen Aussehen ich bewunderte und der mich an den kleinen Muck erinnerte. Als meine Großmutter mich zu meiner Einschulung begleitete, weil meine Mutter und mein Vater keine Zeit für mich hatten, trug sie ihren Turban nicht. Dafür ein graues Kostüm, das ich auf dem Foto von ihr und mir sehen kann. Die Wohnung meiner Großmutter war nicht sehr groß, aber meist waren darin mehrere Menschen. Sie saßen in der Wohnküche beisammen, tranken Kaffee und unterhielten sich. Ich sah nur zu, aber ich fühlte mich unter Johannas Gästen wohler als bei meiner Mutter, die ich viele Jahre nur am Wochenende sah. Später bin ich manchmal auch an dem Kiosk gewesen, in dem Johanna, mit dem Turban auf dem Kopf, Zeitungen, Zigaretten und Getränke verkaufte, und habe dem Treiben der Menschen am Kiosk interessiert zugeschaut.

Einen kurzen Augenblick lang hatte ich auch einen Großvater. Er hieß Rudi, war der Vater meiner Mutter und wohnte mit seiner Frau nicht weit von uns entfernt. Von meiner Mutter wusste ich, dass auch er viele Jahre im Zuchthaus und in Buchenwald verbringen musste und sehr krank war. Er hatte eine offene Tuberkulose, weshalb wir Kinder nicht bei ihm sein durften. Einmal besuchten wir ihn dennoch, mussten aber auf der anderen Seite des Tisches bleiben, während wir uns mit ihm unterhielten. Einige Zeit nach unserem Besuch starb er, im Mai 1954, mit 58 Jahren. Unsere kurze Begegnung ist mir in Erinnerung geblieben, sein Foto habe ich mir manchmal angesehen. Meine Mutter gab mir später ein Buch, in dem über den Bau eines Radiosenders in Buchenwald berichtet und in dem Zusammenhang der Name meines Großvaters mehrfach erwähnt wurde. Dem Erbauer des Radiosenders begegnete ich Jahre später bei meinem Vater. Er erzählte mir, dass mein Großvater Rudi im Lager oft Rotbäckchen genannt wurde, weil er immer rote Wangen hatte. Da wusste ich, dass er schon im Lager krank gewesen war, und er tat mir sehr leid.

Meine Großmutter Johanna starb 1963 an Lungenkrebs. Da war sie Anfang sechzig, und ich war sechzehn Jahre alt. Als sie beerdigt wurde, war ich traurig, und auch meine Mutter schien traurig zu sein, denn ich sah zum ersten Mal Tränen auf ihrem Gesicht. Zur Beerdigung kam auch Großmutterns Schwester Anne mit ihrem Mann Fritz aus London, wo sie seit Jahrzehnten lebten. Auch Annes Mann Fritz, bis 1933 Sozialdemokrat und Journalist, war damals einige Zeit in einem Konzentrationslager eingesperrt. Als er entlassen wurde, waren Fritz und Anne über Prag und Schweden nach Großbritannien emigriert. Ich war neugierig auf meine Großtante, denn meine Mutter meinte, dass ich ihr im Wesen ähneln würde. Aber ihr Besuch war zu kurz, als dass wir uns näher hätten kennenlernen können. Einige Zeit nach der Beerdigung zogen Anne und Fritz nach Westdeutschland, was mich wunderte, weil sie doch die DDR als das bessere Deutschland bezeichnet hatten. Anne und ich tauschten einige Briefe, und so erfuhr ich, dass meine Großtante in Böllberg bei Halle geboren war und nicht in Leipzig, wie ich bis dahin gedacht hatte. Da studierte ich schon in Halle, aber gesehen habe ich Anne und ihren Mann Fritz nicht mehr.

Erst 1986 erfuhr ich, dass meine Großmutter Johanna und meine Großtante Anne einen älteren Bruder namens Otto hatten. Damals gab mir meine Mutter Zeitungsartikel aus der Jungen Welt und der LVZ und sagte, dass darin von ihrem Onkel die Rede sei. Ich las, dass mein Großonkel Mitbegründer der FSJ (Freie Sozialistische Jugend) war, bevor er 1919 der KPD beitrug, 1920 nach Moskau reiste und Mitglied im Exekutivkomitee der kommunistischen Jugendinternationale wurde. Jahre später war er nach Deutschland zurückgekehrt, wo er 1933 verhaftet wurde. Nach der Entlassung emigrierte er erneut in die Sowjetunion, wo er 1938 verstarb. So stand es in den Artikeln, und mehr wusste auch meine Mutter nicht. Vor einiger Zeit erfuhr ich, dass mein Großonkel Otto im November 1937 in Moskau vom NKWD verhaftet worden war. Am 19. März 1938 wurde er zum Tode verurteilt und am selben Tag in

Butovo-Kommunarka bei Moskau erschossen. Mit 45 Jahren, ohne seine Frau und seine beiden Söhne noch einmal zu sehen. Ursprünglich Tischler, arbeitete er viele Jahre als Übersetzer, Redakteur und Verlagsleiter, er schrieb Essays und Gedichte. Von ihm hätte ich gern mehr gewusst.

Von den Eltern meines Vaters und seiner beiden Brüder erfuhr ich erst, als mein Vater an einem Buch über sein Leben schrieb. Sein Vater Richard, mein Großvater, starb im Ersten Weltkrieg, am 16. September 1916 in der Sommeschlacht. Er war 32 Jahre alt, sein jüngster Sohn Gerhart war zwei, die beiden Brüder Richard und Helmut waren wenige Jahre älter. Richards Frau Frida blieb von da an mit den drei Jungen allein. Gerhart wohnte bis 1934 bei ihr, bevor er verhaftet wurde und im Zuchthaus und Jahre später in Buchenwald landete. Als er im Mai 1945 nach Leipzig zurückkehrte, zog er wieder zu seiner Mutter. Als Frida im September 1945 an einem Darmleiden mit 61 starb, waren ihre Söhne Helmut und Richard noch in Gefangenschaft. Sie kehrten erst 1946 nach Leipzig zurück, ihrer Mutter begegneten sie nicht mehr. Fridas Bild, das Jahrzehnte über dem Bett meines Vaters hing, habe ich bei meinen Besuchen bei ihm oft betrachtet. Sie sah freundlich von der Wand herab, und ich dachte, dass ich dieser Großmutter gern begegnet wäre.

Begegnet bin ich den Tanten meines Vaters und seiner Brüder, meinen Großtanten Hanna und Doris. Hanna arbeitete viele Jahrzehnte als Lehrerin an einer Schule in Gohlis, sie schrieb Tagebuch, Kurzgeschichten und sogar einen Roman. Die Schwestern wohnten im obersten Stockwerk eines alten Mietshauses in Leipzig-Gohlis, das der Familie gehörte.

Zu Hannas 75. Geburtstag, im März 1961, bin ich mit meinem Vater bei einem Familientreffen in ihrer Wohnung gewesen. Ich erinnere mich, dass diese trotz der hohen Wände und Fenster ziemlich dunkel wirkte. Vor den Fenstern hingen schwere Gardinen, die dunkelsamtenen Vorhänge waren halb zugezogen. Die Räume standen voller Schränke, Tische und Stühle, Sessel und Chaiselongues. Überall Nippes aus Porzellan, Uhren aus Messing, leise klirrende Gläser. Die Familie saß um einen großen, schweren Tisch mit gestärktem Tischtuch, mit Gläsern und Tellern, silbernen Messern, Gabeln und Löffeln. Eine Servierfrau brachte die Speisen und Getränke herein und bediente die Familie.

Ich weiß noch, dass ich nur wenig gegessen habe, weil mich das Geschehen und die mir unbekanntere Umgebung zugleich faszinierten und ängstigten. Ich musste daran denken, dass ich ganz in der Nähe einige Jahre in einem Kinderheim im Poetenweg gelebt und nichts von den Tanten und deren naher Wohnung gewusst hatte. Als ich Jahrzehnte später die Tagebuchnotizen von Hanna las, erfuhr ich, dass sie bis August 1952 Lehrerin an der Schule gewesen war, an der ich im September 1953 eingeschult wurde und dass ich danach zwei Schuljahre lang fast täglich mit Susanne und Manfred an ihrem Haus vorbeigegangen war.

Erschienen in: „Zwischentöne“, Hallesche Autorenhefte 59, Halle, Förderkreis der Schriftsteller